

# Appenzeller Verlag

## Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder,  
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags  
urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung  
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Appenzeller Verlag  
[www.appenzellerverlag.ch](http://www.appenzellerverlag.ch)

Christine Fischer

# LEBZEITEN

*Roman*

Appenzeller Verlag

## *Das blaue Heft*

Die Farbe meiner Mutter war blau. Blau roch das Kölnischwasser an ihrem hauchfeinen Taschentuch. Blau war unser erstes Auto, ein vw-Käfer. Auf dem Rücksitz wurde mir schlecht. In blauweiss gleissenden Schlangen wand sich das Wasser des Schwimmbekens vor meinen Augen in die Tiefe, bevor ich hineinsprang. Die Angst war rot, das Vergnügen gelb. Blau waren die Schwalben am Abendhimmel über den Gartenbeeten, blau die Verzierung auf meiner Taufkerze, denn ich war ja ein Mädchen.

Blau ist dieses Heft auf meinen Knien. Innen weiss und aussen blau. Weiss macht Angst, und Blau lädt ein zum Sprung, zum Flug. Ich nehme meinen Kugelschreiber in die Hand. Er ist blau und die Hand sehr weiss. Ich schlage das Heft auf, mutig, und springe hinein. Wirbel, Luftblasen. Dann der raue Boden unter meinen Füßen. Abstossen. Auftauchen. Japsen. Dies ist kein Tagebuch, behaupte ich. Was ich schreibe, ist ein Brief. Ich schreibe einen Brief an mich selbst. Nein. Das klingt traurig. Es ist nicht das, wozu Briefe da sind. Briefe tragen Botschaften, und es gibt wohl keine Botschaft, die nicht an jemanden gerichtet wäre. An jemand anders, an ein Ausserhalb, meine ich. So war es schon immer, und so wird es bleiben, solange Briefe überhaupt noch geschrieben werden. Und schreiben, das will ich tun und muss mich deshalb um einen Adressaten kümmern.

Ich brauche nicht nachzudenken, packe das Nächstbeste: das Leben. Einen Brief ans Leben will ich schreiben. Ja, das gefällt mir. Weiterschreiben an einem Brief, der in allergrauester Vorzeit begonnen hat. Seine Mitteilung weitertragen wie eine Fackelträgerin das olympische Feuer. Meine Staffel absolvieren, um dann das Feuer dem nächsten, der nächsten weiterzugeben. Nicht beginnen und nicht enden. Den ewigen Brief fortsetzen. Diese Ode, diese Hymne an die unendliche Geschichte des Lebens.

Liebes Leben, will ich also an den Anfang setzen, wie es Briefen eigen ist. Liebes Leben schreiben am Tag, nachdem mir mein

Arzt Bescheid gegeben hat. Mich aufgeklärt hat über ein Geschehen, das sich in meinem Gehirn vollzieht, schleichend, fortlaufend und unumkehrbar. Progressiv, inkurabel. Nicht heilbar. Sogleich hat er andere Worte nachgeschoben: Der Krankheitsverlauf sei jedoch mit einer geeigneten medikamentösen Therapie und persönlichen flankierenden Massnahmen, beispielsweise Gedächtnistrainings, progredient-tardiv. Zwar fortschreitend, dies aber verzögert. Er sprach von Plafonds, von Kompensationen. In meinen Ohren ein Brausen. Ich hörte die Stimme des Arztes, als schwämme ich unter Wasser, und er stünde am Rand des Bassins. Doch Karl nickte, Karl antwortete, der Arzt sprach also zu Karl, der meine Hand suchte und sie nicht fand. Er konnte sie nicht finden, denn sie schwamm ja, meine Hand, sie war zur Rettungsschwimmerin geworden, sie half mir, im Verbund mit der anderen Hand, den Armen, Beinen und Füßen, mich wegzubewegen von diesem ungeheuerlichen Ort.



Wir haben ein Taxi genommen. Starr und stumm sind wir nebeneinander gesessen. Zwei Marionetten. Hinter den Autoscheiben wogte die Welt. Eine Radfahrerin schnitt dem Taxi beim Linksabbiegen den Weg ab. Der Fahrer fluchte, wie es schien, das konnte ich sogar mit meinem Unterwasserkopf, meinen Taucherohren feststellen. Das Taxi hielt an einer Ampel. Einzelne Schneeflocken segelten durch die Luft und setzten sich auf die Motorhaube, weisse Sprenkel auf Rot. Ich glaubte, die Flocken zählen zu können, so wenige waren es. Geiziger Himmel!, dachte ich.

Zu Hause schleuderte ich Mantel und Stiefel in eine Ecke, stürmte in mein Zimmer und schloss die Tür. Plötzlich fühlte ich mich ausserstande, auch nur noch einen Schritt zu machen. Ich setzte mich auf den Boden, winkelte die Beine an, schlang die Arme um mich und begann, mich langsam vor und zurück zu wiegen. Das tat gut. Ich spürte, dass ich nicht tot war, und allmählich flaute das Brausen in den Ohren ab. Nach einer Weile klopfte

es an die Zimmertür, doch ich reagierte nicht. Ich hatte zu tun. Ich musste schaukeln, um am Leben zu bleiben. Plötzlich kauerte Karl neben mir. Er versuchte, mich in seine Arme zu ziehen. Nein, bitte nicht, nicht berühren!, flüsterte ich. Lore, lass uns reden!, sagte er. Ich schüttelte den Kopf. Was denn dann?, rief Karl. Pssst, sagte ich, nicht reden, nicht reden, bitte. Sonst geht es kaputt!



In der Nacht ein Traum. In mir herrscht ein grosser Druck. Eine mächtige Kraft, die nach aussen drängt. Ich berste, ich splittere. In tausend Teilchen zersprengt, schiesse ich durchs Weltall, zuerst mit grosser Geschwindigkeit, dann immer langsamer, bis ich schwebe. Es sind die Ränder, die Ränder, höre ich eine Frauenstimme sagen. Watte legt sich über Stimme und Hall. Übrig bleibt das unaufhaltsame Auseinanderstreben der Teilchen, die einmal ein Ganzes waren und Ich hiessen. Und mein Staunen. Durchdringendes Glück.



Ein Geschehen, ein Vorgang, nichts mehr und nichts weniger. Als gäbe es etwas anderes im Leben eines Menschen! Das ganze Leben ist nichts als Geschehen: ein Geschehen zwischen Geburt und Tod. Das einzige Geschehen, das wirklich zählt. Das wir nicht kennen, aber sind. Was wir sind, das können wir nicht anschauen. Kann ein Auge etwa sich selbst sehen? Doch ich verrenne mich, liebes Leben.

Selbstverständlich hat das Teilgeschehen, welches sich unter meiner Schädeldecke vollzieht, einen Namen. Aber ich möchte ihn hier nicht nennen, liebes Leben. Ich will dich nicht erschrecken. Ich will es Kopfgeschehen heissen. Tausende leiden in unserem Land darunter, es ist nichts Neues, man kennt es, und man kennt die Hilflosigkeit, die damit einhergeht. Man hat sich daran gewöhnt als an etwas Unausweichliches. So weit bin ich noch nicht. Wozu sonst würde ich schreiben wollen?

Ein Brief an mich selbst. Der Boden schwankt unter meinen Füßen, die Luft saust mir um die Ohren. Ob das wohl möglich ist, Zeugin seiner selbst zu sein? Oder ob das Bedürfnis nach Schönreden alles vereiteln wird? Ob sich nicht bald die Scham breitmachen wird, den Zerfall des eigenen Denkens zu dokumentieren? Oder Empörung, ohnmächtige Wut? Verzweiflung? Noch schlimmer: Gleichgültigkeit? Wer mag schon dumm dastehen? Kreuzdumm. Erzbodendumm. Und gleichzeitig sagen: Ich. Jawohl, das bin ich. Immer noch ich. Mehr denn je: Ich.



Früher Morgen mit eisiger Kälte. Ich stehe auf dem Balkon und atme weiss. Hauche meine Wärme in die Luft aus Eis. Am östlichen Horizont verliert die Nacht ihre Schwärze, wird blau wie ein Fjord. Über dem Wald hängt eine riesige Mondsichel an einem funkelnden Juwel – dem Morgenstern. Das Grosse hängt am Kleinen. Das Kleine ist nur scheinbar klein. In der Wirklichkeit des Weltalls ist die Venus ein Apfel und der Mond eine Kirsche.

Ein neuer Tag! Noch nie hat das Wort «neu» eine solche Bedeutung gehabt. Und schon kann ich in meiner neuen Zeitrechnung zurückblicken auf gestern, auf vorgestern. Vorgestern, als meine alte Welt versank und ein neues Leben am Horizont auftauchte. Noch ist es weit entfernt, ein unbekannter Kontinent, dessen Erhebungen ich erst durchs Fernglas ausmachen kann. Und dennoch gibt es keine Umkehr, kann ich nichts anderes tun, als unaufhaltsam darauf Kurs zu nehmen. Niemand fragt nach meinem Wünschen und Wollen. Wüsste ich die Antwort? In einer Woche ist Weihnachten. Statt mich um Geschenke zu kümmern, will ich weiterschreiben. Weit über Weihnachten hinaus und hinein ins neue Jahr will ich schreiben, so viel und wann immer und so lange ich es vermag. Das Schreiben wird mich davon überzeugen, dass es mich noch gibt. Karl sieht mich von aussen. Wann werde ich für ihn aufhören zu existieren?

In meiner Jugend träumte ich davon, Schriftstellerin zu werden. Leben schreibend zu erfinden, schien mir verlockender, als

Leben anzutreten. Mich in dich hineinzuwerfen, liebes Leben, mit Haut und Haar, das wagte ich nicht. Ich wollte dich umgehen, mich deiner Vereinnahmung mit List entziehen. Es musste Grösseres geben und vor allem: weniger Furchterregendes. Ich war schwärmerisch, und ich war scheu. Die höheren Sphären versprachen mir Heimat. Schreibend und sinnierend würde ich dorthin gelangen. Wilde Spekulationen schienen mir weit ungefährlicher, als eine Party zu schmeissen. Eigentlich hätte ich studieren, mehr über Sprache erfahren wollen. Doch ein Studium traute ich mir nicht zu. Die Berufsberaterin sah mich als ideale Kindergärtnerin. Ich hatte keinen Gegenvorschlag. Angst vor Kindern? Es löste bloss Heiterkeit aus. Kinder waren harmlos.

Mit zwanzig trat ich in ein katholisches Internat ein, um mich zur Kindergärtnerin ausbilden zu lassen. Ich war die Älteste unseres Kurses. Der Alltag verlief in streng geregelten Bahnen. Das Leben fand ausserhalb des Seminars statt. Das gefiel mir. So konnte ich es aus sicherer Entfernung betrachten. Ich schrieb sehr viel in jener Zeit. Auf lose Zettel, in Schulhefte, Notizbüchlein. Es entstand das, was ich Gedichte nannte. Und ich erprobte hufenweise Erzählanfänge, ich legte Romanfragmente in Ringordnern ab, ich schuf und verwarf. Auf die anderen mochte ich einsam wirken – ich fühlte mich in meinem Element. Der Rest der Welt konnte mir gestohlen bleiben. Das Leben hatte die Qualität von Träumen, doch wie bei jedem Traum stand am Ende das Erwachen. Nach bestandem Diplom rieb ich mir die Augen. Ich sah mich gezwungen, eine Stelle zu suchen und ins Berufsleben einzusteigen. Mit Wucht brachen die Kinder in meine abgeschottete Welt ein. Sie nötigten mich zu einer Teilnahme, die ich eigentlich nicht zu leisten gewillt war. Ich stand nicht mehr am Rand, sondern war mittendrin. Zwei Jahre später lernte ich den Norweger kennen. Da wurde ich endgültig dein Geschöpf, liebes Leben – du trugst mich mit dir fort. Derart stark war deine Zugkraft, dass es mir nicht mehr gelang, die Distanz zu dir aufrechtzuerhalten. In der Hütte des Norwegers schrieb ich mir zwar die Finger wund, doch da gab es keine einzige Haut mehr, die mich

vor dir, dem Leben, das manche prall und andere bunt und wieder andere süss und viele tragisch nennen, schützte.



Heute beim Zähneputzen ist mir aufgefallen, dass die eine Halterung für die Zahngläser leer ist. Wie hypnotisiert starrte ich auf den Metallbügel, der nutzlos aus der gekachelten Wand ragt. Er provozierte mich. Fang mich doch!, schien er zu rufen und mir eine lange Nase zu drehen. Es ist bereits Monate her, dass mir das Zahnglas beim Putzen aus der Hand geglitten und in der Badewanne zerschellt ist. Nun drängen sich Zahnbürsten und Zahnpaste in dem einen Glas. Ich will das fehlende noch heute ersetzen.

Karl staunt, wie gefasst ich bin. Er sagt, in meiner Situation würde er mit den Fäusten an die Wände schlagen, durchdrehen. Ich weiss nicht, was mich derzeit so ruhig macht. Vielleicht ist es bloss der erste Schock, und ich werde bald erwachen und mich als reissenden Wolf wiederfinden. Es war ja ein Zufallsbefund. Naiv hatte ich mich beim Augenarzt angemeldet, weil ich seit einiger Zeit Mühe hatte, die Gesichter oberflächlich bekannter Leute wiederzuerkennen. Es war auch vorgekommen, dass mir die Namen meiner Kindergartenkinder fremd im Mund lagen, wenn mir die Kleinen bei der Begrüssung die Hand reichten. Hände wie die Flügel von Spatzen. Der Augenarzt hatte mich an den Neurologen überwiesen, und der hatte nach etlichen Tests die Diagnose gestellt. Generalisiertes Kopfgeschehen im Anfangsstadium, so will ich es für mich und dich übersetzen, liebes Leben. Die Gedächtnisleistungen mit Ausnahme der beschriebenen Irritationen noch weitgehend intakt. Noch kaum sprachliche Ausfälle. Noch, echote es von den weissen Wänden der Praxis.



Seltsam. Jetzt, da dieses blaue Ringheft mich überallhin begleitet, dünkt mich Schreiben die natürlichste Sache der Welt. Wie essen, wie verdauen und ausscheiden. Vor zwei Jahren, als Oliver von



uns weggegangen war, hatte ich die Schreibversuche erneut aufgenommen, doch mir fehlte es an Disziplin. Und nicht nur das: Mir fehlte es an Inhalten. Ich fand, was ich zu erzählen gehabt hätte, sei es nicht wert, erzählt zu werden. Privatkram, von keinerlei Interesse für andere. Und etwas frei zu erfinden, davor schreckte ich zurück. Es war mir peinlich. Dir fehlt zum Schreiben nicht die Begabung, dir fehlt die Dringlichkeit, sagte Karl, und er sagte es zu Recht. Nun ist sie da, die Dringlichkeit. Nun erfindest du mich neu, liebes Leben, und ich brauche bloss deine Vorgaben niederzuschreiben. In meinem Schulteam habe ich den Ruf, eine gute Protokollführerin zu sein.

So finde ich mich also wieder, in einer anderen Wirklichkeit. Sie ist gross, gross wie ein Regierungsgebäude, wie ein Überseedampfer, wie ein Berg. Für mich zu gross vielleicht. Ich habe sie nicht bestellt. Ich hätte keine Diagnose gebraucht. Kein Kopfgeschehen. Mir hätte es gereicht, einfach weiterzuleben, ruhiger als früher, besonnener, Boden unter meinen Füssen zu spüren, Vertrautes zu wiederholen bis zum Sankt-Nimmerleinstag. Karl stets noch näher zu kommen dabei, Oliver zurückzugewinnen. Doch da bist du in einer anderen Gestalt aufgetaucht am Horizont, liebes Leben. Ich mache alle Dinge neu, hast du gerufen. Du hast mich nicht gefragt, ob ich neu werden will. Du mutest es mir zu. Es macht Angst, neu erfunden zu werden, du anmassendes Leben du! Das, was du in meinem Kopf geschehen lässt als wäre es ein harmloses Spiel, macht Angst. Ich fürchte, ich bin zu feige für dich. Jedenfalls bin ich froh, wenn du mich noch ein wenig Abstand halten lässt, und mir nicht allzu rasch auf die Pelle rückst. Zu bitten steht mir wohl nicht zu. Dazu bräuchte ich einen Gott. Vielleicht erfindest du auch einen Gott für mich, später, wenn mir das Wasser bis zum Hals steht!



Ich wollte Weihnachtskekse backen, doch meine Gedanken waren nicht bei Butter, Mehl und Ausstechformen. Etwas ganz anderem versuchte ich, Form zu geben, und plötzlich konnte ich

es fassen. Ich streifte den Teig von meinen Fingern, wusch mir die Hände, holte mein königsblaues Heft in die Küche und schreibe nun weiter: Ich will nicht eine beliebige, sondern eine ehrliche Briefschreiberin sein. Mir wird keine Zeit bleiben, Unterschlagenes später zu ergänzen oder Lügen zu berichtigen, liebes Leben. Und darum gestehe ich dir und mir jetzt ein, dass Angst nicht alles ist, was mich heute umtreibt. Da ist auch Abenteuerlust dabei, Spannung und sehr viel Neugier, wohin mich das Kopfgeschehen führen wird. Neugier auf mich selbst. Merkwürdig, nicht wahr? Als wäre ich tatsächlich eine Seefahrerin, aber ohne Sternkarte. Du wirst einwenden, mit zweiundsechzig Jahren sollte man nicht nur mit den Sternbildern vertraut sein, sondern sogar die Pole ohne Kompass spüren. Doch ich bin in diesen Dingen unbegabt. Auf mich wirkt eine Anziehungskraft, die ich nicht kenne. Ich werde einen neuen Kontinent entdecken. Mag sein, dass ich dort Ungeheuern begegne, Ungeheuerlichem. Werde ich davon erzählen können, andere warnen gar? Warnen? Wer sagt denn, alles Ungeheure müsse schlecht sein? Kann es sich nicht auch in Wunderbares verwandeln, macht man sich erst die Mühe, es kennenzulernen?



Ich will weiterhin als Kindergärtnerin arbeiten, so viel steht fest. Spatzenhände schütteln, Krähenschnäbel füttern, Kükenflaum zusammenfegen. Liebes Leben, wie schön hast du die Kinder gemacht!

In knapp zwei Jahren werde ich pensioniert. Pension. Ich drehe das Wort im Mund, es schmeckt gut wie eine währschafte Speise. Der Ausdruck beruhigt mich. So lange wird es wohl noch reichen mit mir und meinem Verstand, nicht wahr, liebes Leben? Und niemand braucht zu erfahren, was sich in meinem Kopf abzuwickeln begonnen hat. Nun gut, ich werde ein wenig vergesslich werden, doch das versteht jeder. Auch Wunderlichkeit liegt ab sechzig drin. Gerade dafür werden sie doch geliebt, die Alten. Ich werde jeden Morgen auf der Hinfahrt im Bus die Namen der

Kinder wie eine Litanei vor mich herbeten: Lara, Diego, Esma, Gabriel, Viktoria, Trina, Tom, Sabit, Amélie. Die Nachnamen gleich dazu, damit sich die Verbindungen einschleifen. Ich werde auf der Rückfahrt mit geschlossenen Augen die Haltestellen in ihrer Reihenfolge erinnern. Den neuen Liedtext für das Weihnachtssingen zehnmal aufsagen. *Savoir par cœur*, sagen die Franzosen. Mit dem Herzen wissen.



Draussen fällt nasser Schnee. Fällt aus allen Wolken. Seit dem frühen Morgen tut er das. Fällt an meinen Fenstern vorbei zu Boden und schmilzt. Löst seine kristalline Flockenform auf und schmilzt. Hinterlässt eine Spur der Nässe. Ich war da. Auch heute keine Nachricht von Oliver, keine Karte, kein Anruf, keine SMS.

Seit dem frühen Morgen bin ich wach und denke. Kaum etwas davon hat sich abgelagert in meinem Gedächtnis. Genau genommen: nichts. Kein einziger Gedanke, den ich noch fassen könnte. Oder doch: einer. Beim Bettenmachen ist mir ein Satz in den Sinn gekommen, den ich gestern im Zug gelesen habe: «Wir sind selbst fast Dunkelheit.» Ein Satz wie ein Schwerthieb. Anstatt ihm auszuweichen, nahm ich ihn entgegen, erbebt. Dann prüfte ich ihn. Stimmt dieser Satz für mich? Bin ich fast Dunkelheit, aus dem Himmel gestürzt wie der Engel Luzifer? Vom Licht verstossen? Fast ohne Bewusstsein? Oder fast ohne Liebe? Ich drückte das Kopfkissen an meinen Mund.

Nein, schrie ich ins Kissen, verdammt nochmal, nein!

Ist was?, rief Karl aus dem Wohnzimmer mit der besorgten Stimme, die er jetzt manchmal hat. Ich nahm das Kissen weg und klopfte es zurecht.

Nichts, bloss ein kurzer Schwertkampf.

Was? Ich kann dich nicht richtig verstehen!

Ich mich auch nicht!, schrie ich zurück. Ich ging zu ihm ins Wohnzimmer. Er las Zeitung, und nun blickte er auf.

Du hast Nein gerufen, stimmt's?

Ich nickte. Weisst du, was Licht ist?

Wie kommst du denn darauf?, gab er zurück. Ich zuckte mit den Schultern, und dann erklärte mir Karl, was Licht ist.



Wir wollten Weihnachten nicht zu zweit feiern. Olivers Fehlen würde uns zu sehr schmerzen. Eine sprechende Lücke voller Anklage. Ein Fluch. Erstaunlich, dass das Abwesende manchmal mehr Schmerzen verursacht als das Anwesende. In letzter Minute meldeten wir uns bei meinen Eltern an. Wir würden uns freuen, mit ihnen an der Weihnachtsfeier im Altersheim teilzunehmen. Es ist lange her, seit die Eltern mir als Ort der Zuflucht erschienen sind. Liebes Leben, wie oft hatte ich vor ihnen das Weite gesucht! Doch diesmal war es tatsächlich so: Ich brauchte sie. Eine Herbergssuche, passend zu Weihnachten. Wir waren hoch willkommen.

Zuerst ging alles gut. Wir sassen zu viert in der überfüllten Cafeteria und hörten den musikalischen Darbietungen zu. Ein Kinderchor, ein Kammerkonzert. Glühwein und Weihnachtsgebäck, später Suppe und Schinkengipfel. Auf den Tischen brannten Kerzen aus echtem Wachs mit echten Flammen, die einem die Haare versengen oder einen Dorfbrand auslösen konnten. Die Eltern zeigten sich zwar geschwächt, aber in aufgeräumter Stimmung. Stille Nacht, Heilige Nacht. Eine heftige Liebe für diese beiden Alten, die mich erzeugt und mir den Namen Hannelore gegeben, die mich geliebt, geprägt und gross gezogen hatten, ergriff mich. Mama, Papa. Die ersten Wörter des Menschen. Und gleichzeitig breitete sich Trauer aus, füllte mich auf mit dunklem Wasser. Ich würde meine Eltern, meine Eltern würden mich verlieren. Nicht an den Tod, sondern an mein Vergessen. Die beiden verschwänden allmählich aus meiner Vorstellung, während sie weiterlebten, in der hilflosen Suche nach ihrer Tochter, die in eine fremde Welt abgewandert war. Sie würden leiden, und ich würde es nicht einmal mehr merken. Ihr Schmerz würde mich nicht im Geringsten kümmern, weil ich keinen Resonanzraum für fremden Schmerz mehr hätte. Liebes Leben, vergeht mit dem

Mitgefühl auch das Leiden an sich selbst? Lass deine Antwort ja sein, ja, aber ja doch!



Karl sagt von sich selbst, er sei meine nachgetragene Liebe. Er sagt es deshalb, weil es dauerte, ehe ich ihn wahrnahm, und noch länger dauerte es, bis ich seine Liebe erkannte und erwiderte. Doch im Laufe der Jahre ist unsere Liebe gross geworden, erwachsen, würde ich sagen, liebes Leben, wenn du mich fragst. Und das tust du, jeden Tag fragst du mich nach Karl, und allermeistens ist meine Antwort: Ja. Jasagen kann manchmal schwerer sein als Neinsagen.

Kann der Mensch die Liebe verlernen? Vergessen, das wohl, aber verlernen? Verlernen, was sich ihm eingefleischt hat als eine rätselhafte Fähigkeit, die ihn von allen andern irdischen Lebewesen unterscheidet? Gänse sind ebenfalls zu Liebe fähig, würde Oliver behaupten, wäre er hier. Menschenaffen trauern tief, verlieren sie ein Mitglied ihrer Sippe. Desgleichen die Elefanten. Ich könnte widersprechen, Liebe gegen Anhänglichkeit aufrechnen. Mich ereifern. Liebe ist das, wozu ich geboren wurde, könnte ich sagen. Mehr noch, Liebe ist das, weshalb ich geboren wurde. Doch der Widerspruch interessiert mich nicht mehr, nicht in Sachen Liebe. Was weiss ich schon vom Herzensleben von Gänsen und Elefanten! Womöglich sind sie der reineren Liebe fähig.



Karl und ich waren heute den ganzen Tag unterwegs, mit dem Zug in den Bergen, an deren Namen ich mich zum grössten Teil nicht mehr erinnern kann. Du liebes Leben, wie prächtig sie waren, deine Berge! Sie waren lückenlos bedeckt mit frisch gefallenem Schnee. Ihr diamantenbestücktes Weiss leuchtete in der Sonne, bläulich, rötlich, golden. Sie setzten ihre Formen in den blauen grossen Himmel. Selbst der Himmel glänzte. Jemand – du vielleicht – schien ihn aufgespannt zu haben, damit die Berge eine Heimat bekämen. Ein Darüber und Dahinter. Ein Dazwischen.